

# Lektüren

## Ausgewählte Neuerscheinungen

**Keith Jenkins, Sue Morgan, Alun Munslow (Hg.), *Manifestos for History*, London – New York, Routledge 2007, 238 S.**

Manchmal ist ein Vorhaben so verwegen, dass es sich selbst nicht richtig ernst nehmen kann; auf den Weg geschickt, lächelt es frohgemut seinem Scheitern entgegen und bekümmert sich nicht weiter über die Enttäuschung geweckter Erwartungen. Ungefähr so verhält es sich mit dem anzuzeigenden Band. Neben einer Handvoll gehaltvoller programmatischer Reflexionen finden sich darin selbstbewusste Plädoyers für neue Forschungsfelder mit Paradigma-Anspruch, hinfallige Rezitationen von interdisziplinären Missverständnissen und disziplinären Selbstmissverständnissen sowie die eine oder andere eher befremdliche intellektuelle Selbstmythologisierung. Ein Manifest aber, mit Hayden White und Joanna Burke verstanden als eine „radikale“, eindeutige und ausschliessende Mobilisierungsaufforderung in Reaktion auf eine „manifeste Krise“ – die im Fall eines „Manifests für die Geschichte“ wohl ein neues historisches Bewusstsein als Lösung anbieten müsste – enthält der Band nicht.

Das verwundert nicht, schränken doch die Herausgeber Keith Jenkins, Sue Morgan und Alun Munslow den radikalen Anspruch ihres Vorhabens vorbeugend ein auf eine „weitere Injektion von Ideen zu neuen Entwürfen und Formen dessen, was im besten Fall heute und morgen unter dem Namen der Geschichte betrieben werden könnte“. Einen derart zurückgenommenen Anspruch gebietet die Selbstverortung der Herausgeber in einer postmodernen Ära, die keine absoluten Gewissheiten zulasse, und in der es, wie Hayden White im Nachwort

argumentiert, entsprechend kein „ehrliches Manifest“, sondern allenfalls die Parodie eines Manifests geben könne – weswegen die Autoren des Bandes durchwegs „widerwillige“ Manifestanten seien.

Hingegen versammelt der Band durchaus willige Kombattanten, sind doch die meisten Beiträge der Sache einer poststrukturalistisch gewendeten Geschichte verpflichtet, die es gegen einen – im Band nicht vertretenen – erstarkten (oder gar nie angeschwächelten) Neo-Empirizismus zu verteidigen gelte. Es scheint insbesondere im US-amerikanischen Kontext nach wie vor unumgänglich, sich als Historikerin dann in einer deklarierten Weise zu poststrukturalistischen Postulaten zu verhalten, wenn es um das Geschichtsverständnis geht. Das mag von einem Bedürfnis nach Bewältigung der jüngeren Vergangenheit und ihrer in den USA besonders heftigen Debatten um den *linguistic turn* zeugen. Sicher aber bringt es die Tatsache zum Ausdruck, dass Vertreterinnen poststrukturalistischer Positionen seit einiger Zeit mit einer gewissermassen theorie-konservativen Revolution – von „rechts und links“, wie Joan W. Scott schreibt – konfrontiert sind. Diese bezieht gegen den Poststrukturalismus Stellung, indem sie ihn als überwundenes Fantasma der Vergangenheit darstellt. Unvergessen bleibt, wie die *New York Times* 2004 einen Nachruf auf Jacques Derrida unter dem Titel „Jacques Derrida, Abstruse Theorist, Dies at 74“ erscheinen liess.

Insofern als die Auseinandersetzung um den Poststrukturalismus viele Missverständnisse hervorgebracht hat, sind wiederholte Klärungen und Positionsbezüge sicher nicht fehl am Platz. Allerdings hat

der Band hier – von wenigen Ausnahmen abgesehen – kaum Neues zu bieten. Deshalb ist jene Frontlinie bemerkenswert, die sich gerade zwischen verschiedenen im Band versammelten Verfechtern poststrukturalistischer Geschichtsschreibung öffnet – und hier geht es um das Verhältnis von Geschichte und Fiktion.

Denn die im Sinne der Herausgeber *möglicherweise beste* Geschichtsschreibung wäre eine, so postulieren verschiedene Beiträge, die „zur zeitgenössischen Sensibilität passt“ und in ihren Erzählformen „den zeitgenössischen Geschmack trifft“, wie es Robert A. Rosenstone formuliert. Erstere ist offenbar ganz auf das Fühlen, letzterer ganz auf das Belletristische ausgerichtet. Gewissermassen als *best practice* zeitgenössischer Geschichtsschreibung wird von David Harlan der historische Roman präsentiert, der „die historische Welt so vollkommen realisiert, dass die Leser tatsächlich darin leben können“. „Mehr als Fussnoten“ hätten Historikerinnen entsprechend nicht zu verlieren, so Rosenstone, wenn sie sich „schliesslich“ davon überzeugen lassen würden, dass Geschichte „eine Angelegenheit der persönlichen und emotionalen Verbindung mit dem Vorangegangenen“ sei. Vom poststrukturalistischen Impuls und seiner Entzauberung des exklusiven Wahrheitsanspruchs akademischer Wissensproduktion nimmt dieses Postulat den Mut zum Experimentieren mit Erzählformen und den Willen zum Populären. Tatsächlich ist es nach wie vor verheissungsvoll, die Grenzbereiche zwischen Fiktion und historischer Narration sowohl epistemologisch als auch schreibpraktisch auszuloten – und tatsächlich gilt es solches gegen einen wiederkehrenden Empirizismus zu verteidigen.

Allerdings haben Historikerinnen durchaus *mehr als Fussnoten* zu verlieren, wenn sie Geschichte als Medium des *Erlebens* betreiben, das den ästhetischen und emotiven Gewohnheiten der Zeitgenossen zudienen soll. Das zeigen im Band Autorinnen und Autoren, die ebenfalls für die

poststrukturalistische Wendung der Geschichte fechten, den Poststrukturalismus aber als eine kritische Theorie unter anderen rezipieren, auf der ein zeitgenössisches „history-writing as critique“ – wie Joan W. Scott titelt – besonders gut aufbauen kann. Obschon das Material dazu aus den „Archiven der Vergangenheit“ komme, so Scott, sei der Gegenstand solcher Geschichte die Gegenwart, deren Selbstverständliches es als Gewordenes, deren „Natürliches“ es als Historisches aufzuweisen gelte.

Solches historisches Denken als Kritik der Gegenwart lässt erkennen, wie zeitbedingt gerade der Entwurf einer auf das *Erleben* zielenden Geschichtsschreibung ist: Nahtlos fügt er sich in das verbreitete zeitgenössische Postulat, dem zufolge in der emotionalen und personalisierten An eignung gegenwärtigen und vergangenen Geschehens – und nicht etwa in der Anstrengung des Denkens und der Reflexion – ein authentischer Weltbezug zu gewinnen sei. Die Geschichtsschreibung zur Dienerin dieses Postulats zu machen, zeugt nicht nur von politischer Naivität, sondern auch von einer Tendenz zu ahistorischem Denken, wenn es um die Gegenwart geht. Dieses ist durchaus auch dort zu verzeichnen, wo von der „uncertainty“ der postmodernen Ära als Bedingung der Möglichkeit gegenwärtigen historischen Wissens die Rede ist – ersetzt doch diese Formel häufig genauere Analysen der Gegenwart, die aufweisen könnten, dass auch im Kontext einer fundamentalen Ungewissheit und Unentscheidbarkeit Politik durch „rhetorics of certainty“, wie es Joanna Burke nennt, gemacht wird. Die Behauptung unverbrüchlicher Authentizität eines emotionalen und personalisierten Weltbezugs ist eine derartige *Rhetorik der Gewissheit*. Zeigen kann solches ein historisches Denken, das sich nicht auf die Gegenwart bezieht, indem es Angebote der Bedürfnisbefriedigung macht (und dabei diese Bedürfnisse selbst schafft), sondern das in die Gegenwart interveniert, indem es mit Kritik verstört. Und die dem zugrunde liegende Reflexion des Verhältnisses von

Geschichtsschreibung und Gegenwart ist vielleicht radikaler als es ein „Manifest für die Geschichte“ sein könnte: weil es die Zukunft offen hält.

Caroline Arni (Zürich)

\*\*\*

**Owen Davies, *The Haunted. A Social History of Ghosts, Basingstoke – New York, Palgrave Macmillan 2007, 299 S.***

Als Manifestationen von Jenseitsvorstellungen sind Geister für historisch-anthropologische Fragestellungen zu Sterben, Tod und Nachleben überaus interessant. Der Glaube an Gespenster kann soziale Ängste zum Ausdruck bringen, zu religiösen und politischen Zwecken instrumentalisiert werden und an die Grenzen der menschlichen Wahrnehmung führen. Dennoch geriet die Geisterwelt bislang kaum ins Blickfeld der Historiker; Ausnahmen bilden die Arbeiten von Ronald C. Finucane (*Appearances of the Dead*, Buffalo 1982) und Jean-Claude Schmitt (*Les revenants*, Paris 1994). Ein kulturgeschichtlicher Überblick, wie ihn der Titel von Owen Davies' neuestem Buch verspricht, erscheint daher überaus willkommen. Allerdings bedarf der universale Untertitel *A Social History of Ghosts* sowohl in zeitlicher wie auch in räumlicher Hinsicht wesentlicher Einschränkungen: Der englische Frühneuzeit-Experte begrenzt seine Untersuchung räumlich auf England und zeitlich weitgehend auf die Neuzeit. Ältere Traditionen sowie Entwicklungen auf dem Festland greift er nur dort auf, wo sich Auswirkungen auf seinen Untersuchungsraum feststellen lassen; ausser-europäische Bezugspunkte fehlen gänzlich.

Diese Einschränkungen tun dem Erkenntnisgewinn allerdings keinen Abbruch, im Gegenteil: Sie ermöglichen dem Autor eine dichte Beschreibung auf der Grundlage eines reichhaltigen und vielseitigen Quellenmaterials. Anhand von Chroniken, Gerichtsakten, Zeitungsartikeln, folkloristischen Sammlungen und literarischen Werken lässt Davies die gesamte englische

Geisterwelt Revue passieren: Vom Geist in Shakespeares *Hamlet* bis hin zum berüchtigten *Cock Lane Ghost*, der nach monatelangen Untersuchungen durch geistliche und weltliche Behörden 1762 als das Werk eines Betrügers entlarvt wurde.

In thematischen Längsschnitten untersucht Davies Erfahrungen, Erklärungsversuche und Repräsentationen des Unheimlichen. Zunächst geht er den Fragen nach, wie, wann, wo und von wem Geister im Wandel der Zeit wahrgenommen und beschrieben wurden. Zu allen Zeiten hat man mittels nekromantischer Wahrsagerei versucht, über Geister an Wissen und Gewissheit über das Jenseits, aber auch über die Vergangenheit und die Zukunft zu gelangen. Seit der romantischen Verklärung im 19. Jahrhundert existiert in England gar ein eigener Industriezweig zur touristischen Vermarktung von Spukhäusern: Heute wetteifern diverse Häuser, Dörfer und Schlösser um den Titel „England's most haunted place“.

Im zweiten Teil referiert Davies die sich wandelnden Erklärungsversuche des Übernatürlichen. Galten Geister im späten Mittelalter als „lebendiger Beweis“ für die Existenz des Fegefeuers, wurde der Glaube an Gespenster im Zeitalter der Reformation zu einem grundlegenden Distinktionsmerkmal zwischen Katholiken und Protestanten: Während katholische Theologen in Geistern weiterhin die Seelen von Verstorbenen erblickten, waren Geistererscheinungen aus protestantischer Sicht allein auf Täuschungen menschlichen oder teuflisch-dämonischen Ursprungs zurückzuführen. Die rationalistischen Erklärungsversuche im Zeitalter der Aufklärung versuchten indessen, „natürliche“ Erklärungen für Gespenstererscheinungen zu liefern: Geister seien „all in the mind“ (133), so lautete nun der Grundtenor. In erster Linie sei der Gespensterglaube durch gruselige Kindergeschichten überhaupt erst in die Köpfe der Betroffenen gesetzt worden – eine These, der auch Davies einiges abzugewinnen scheint.